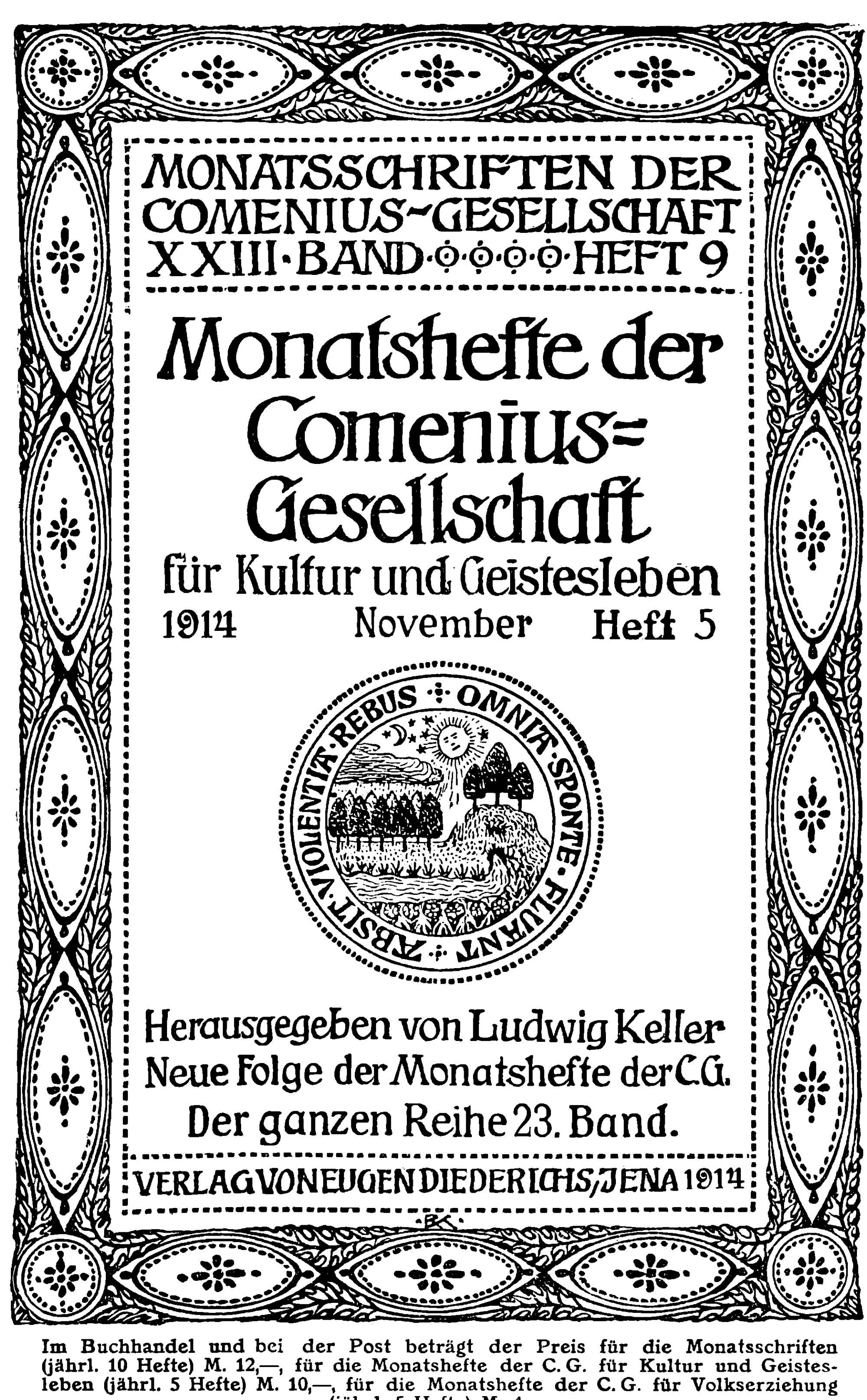


Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.
Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

Literatur-Berichte
(Beiblatt)

Verzeichnis der im Text besprochenen und erwähnten Schriften

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 22. Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN

SCHRIFTLEITUNG: BERLINER STRASSE 22
DR·LUDWIG KELLER BERLIN-CHARLOTTBG
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 6 November 1914 Heft 5

Die Monatshefte der C.G., für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, September und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. – Einzelne Hefte M. 2.50. –

TESTAMENT EINES DEUTSCHEN

Vor einem Jahre erschien als Neuausgabe ein Werk des württembergischen Philosophen Karl Friedrich Planck († 1880): „Testament eines Deutschen", das den Untertitel trägt: „Philosophie der Natur und der Menschheit".[1] Zur rechten Zeit wird gerade jetzt an das halbvergessene Buch dieses wenig bekannten Mannes erinnert, der ein Schüler Reiffs war und durch diesen (einen Schüler Fichtes) stark vom Fichteschen Geiste beeinflußt worden ist. Diese Beziehungen offenbaren sich am schärfsten in der Forderung, daß der deutsche Geist und der deutsche Gedanke nicht nur nach innen zu wirken habe, sondern daß es gelte, das gesamte Völkerleben mit ihm zu durchdringen, und daß unser Aufgabenkreis durchaus nicht mit unserer Volkwerdung geschlossen sei. Er war, wie Reinhold Planck in der „Christlichen Welt" von ihm sagt, „ein deutscher Mann, Philosoph in der Form, in der Sache ein Erbe des Herder-Goetheschen Universalismus, ein Mann, in dem altes deutsches Christentum, klassischer Idealismus und neudeutscher Realismus einen selten starken und harmonischen Bund geschlossen haben".

[1] Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1913.

Aus seinem Buche „Testament eines Deutschen“ geben wir im folgenden eine prophetische Stelle wieder, die vielleicht manchen veranlassen wird, sich mit dem Werke näher zu beschäftigen.

Der russische Osten hat sich im Selbstgefühl seiner religiös-politischen Einheit dem in einseitig nationales Sonderdasein zerfallenen Westen mit Bewußtsein gegenübergestellt und angesichts des noch unfertigen Zustandes anderer slawischen Stämme und des zerfallenen türkischen Reichs eine unverhältnismäßig hohe Bedeutung für sich in Anspruch genommen. So wird er naturgemäß zum Gegner des österreichischen Staates, jenes Reiches, das seit lange her in der umfassenden Verknüpfung des deutschen mit den fremden Elementen die Grundlage seines Bestandes hat. Keine politische Klugheit, keine Friedensliebe von seiten Deutschlands vermag innerhalb der jetzigen bloß nationalen Ordnung diesen feindlichen Zusammenstoß zu verhindern, denn mächtiger als alle Klugheit ist die Natur der Verhältnisse. Und kommt es dann einst zum Kampfe, so wird derselbe, so sehr wir ihn auch zum Besten Europas auszufechten haben, dieses doch nicht an unserer Seite finden, sondern wie im Osten, so werden wir gleichzeitig auch im Westen uns verteidigen müssen. Nach allen Seiten wird die Eifersucht sich gegen das Deutsche Reich erheben. Doch eben die Erkenntnis, daß in diesem letzten und schwersten Kampfe das völlig Unzureichende aller bisher bloß nationalen Ordnung zutage kommt, und daß dieselbe, wenn nicht geändert, zu immer neuen Kämpfen hinführen muß, wird diesem blutigsten Kampfe auch seine für immer entscheidende Bedeutung geben, wird den Geist der Nation, der jetzt noch in stumpfer Äußerlichkeit befangen ist, öffnen zu seinem letzten und bleibenden Beruf. Aufgehen wird unter Blut und Tränen die Erkenntnis, daß nimmer der bloße Nationalstaat und seine Erwerbsgesellschaft Frieden und Versöhnung zu geben vermag, sondern nur der des universellen Berufsgesetzes, daß nur in ihm für alle die inneren Schäden wie für das Verhältnis der Staaten zueinander, für die verkommenen Zustände des Orients wie für die Verderbnis und Veräußerlichung der eigenen Bildung die erneuernde Wiedergeburt liegt. Hat der erste Kampf, der unsere nationale Erhebung verhindern sollte, sie in Wahrheit erst zur Vollendung gebracht (1870/71), so wird umgekehrt der zweite, den die Unzulänglichkeit all dieser nationalen Ordnung verschuldet, auch für immer über sie hinausführen zu menschlich universellem Ziel. Aus Kämpfen und Wehen einer ganzen Nation erst wird die Saat einer bleibenden Rechtsordnung aufgehen.

Diejenigen, die sich über Plancks nationale Gedanken näher unterrichten wollen, verweisen wir auf das Buch „Deutsche Geschichte und deutscher Beruf“, Tübingen 1905. Zu den Männern, die sich für den in der deutschen Geistesgeschichte bisher nicht

genügend beachteten Karl Friedrich Planck eingesetzt haben, gehören Richard Rothe und Friedrich Theodor Vischer. Er steht in seinen Gedanken auch den Auffassungen der C. G. nah.

DER DEUTSCHE IDEALISMUS UND DER KRIEG

Von Dr. Artur Buchenau in Berlin-Charlottenburg



a Kant eine Schrift geschrieben hat mit dem Titel: „Zum ewigen Frieden“, so ist die Ansicht viel verbreitet, daß er und mit ihm seine Anhänger ein unbedingter Vertreter des Friedensgedankens gewesen wäre. Und man ist denn des öfteren schnell bei der Hand mit der Verurteilung seiner Gedanken als „utopisch“ und gänzlich wirklichkeitsfremd. Solche Vorwürfe sind der idealistischen Philosophie freilich gemacht worden, solange es eine solche gibt, insbesondere seit dem Erscheinen des Platonischen „Staates“, der allerdings bei genauerem Zusehen manches Merkmal der Utopie, das ihm zunächst anzuhaften scheint, abstreift[1]. So ist auch Kant trotz alles „Idealismus“ ein durchaus den Realitäten des wirklichen geschichtlichen Lebens zugewandter Denker gewesen, wie sich das insbesondere in seiner Stellung zu dem so überaus schwierigen und uns heute alle so nahe angehenden Kriegsproblem zeigt. Es sollte schon zum Nachdenken stimmen, daß ein so getreuer Kantianer wie Friedrich Schiller in der „Braut von Messina“ energisch für den Krieg eintritt, wenn er sagt:

„Aber der Krieg auch hat seine Ehre, —
Der Beweger des Menschengeschicks,
Denn der Mensch verkümmert im Frieden —
Müßige Ruhe ist das Grab des Muts,
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.

Ein Gesichtspunkt, den Kant in ganz ähnlicher Weise wie Pestalozzi in seinen „Nachforschungen über den Gang der Entwickelung des Menschengeschlechts“ geltend macht, ist der, daß der Krieg in der menschlichen Gattung, ein so großes Übel er auch

---

[1] Siehe meinen Aufsatz: Die Lehre vom Staat und von der Erziehung nach Plato. MH. der C. G., März 1914, S. 50—63.

ist, doch zugleich die Triebfeder enthält, aus dem rohen Naturzustande in den bürgerlichen überzugehen, als eine Einrichtung der Vorsehung, „wo die einander entgegenstrebenden Kräfte zwar durch die Reibung einander Abbruch tun, aber doch durch den Stoß oder Zug andere Triebfedern lange Zeit in regelmäßigem Gange erhalten werden". Ähnlich, aber noch schärfer, heißt es einmal in der „Kritik der Urteilskraft", daß bei der bürgerlichen Gesellschaft Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht vornehmlich bei denen, die die Gewalt in Händen haben, stets vorhanden sein wird, und daß so der Krieg unvermeidlich ist, der, so wie er ein unabsichtlicher Versuch der Menschen ist, Gesetzmäßigkeit zugleich mit der Freiheit der Staaten, wo nicht zu stiften, so doch vorzubereiten, trotz aller schrecklichen Drangsale, die er dem menschlichen Geschlechte bringt, eine Triebfeder mehr ist, alle Talente, die zur Kultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln. Einen Ausweg aus der Gefahr allzuhäufig drohender Kriege glaubt Kant in der Heranbildung eines Völkerrechts zu sehen, über dessen Schwierigkeit er sich dabei freilich keinen Illusionen hingibt.

In der kleinen Abhandlung: „Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis", heißt es: Der Wille, einander zu unterjochen oder an dem Seinen zu schmälern, ist jederzeit da, und die Rüstung zur Verteidigung, die den Frieden oft noch drückender und für die innere Wohlfahrt zerstörender macht, als selbst den Krieg, darf nie nachlassen. Nun ist hier wieder kein anderes Mittel, als ein auf öffentliche, mit Macht begleitete Gesetze, denen sich jeder Staat unterwerfen müßte, gegründetes Völkerrecht (nach der Analogie eines bürgerlichen oder Staatsrechts einzelner Menschen) möglich: „denn ein dauernder allgemeiner Friede durch die sogenannte Balance der Mächte in Europa ist, wie Swifts Haus, welches von einem Baumeister so vollkommen nach allen Gesetzen des Gleichgewichts erbaut war, daß, als sich ein Sperling daraufsetzte, es sofort einfiel, ein bloßes Hirngespinst". Die bittere Ironie Kants über die „Balance der Mächte" oder, wie wir heute sagen, das europäische Gleichgewicht, ist nach den Erfahrungen der vergangenen Monate nur allzu gerechtfertigt.

Daß übrigens nicht nur der Krieg, sondern vor allem die Zurüstungen zu einem solchen für die Menschheit ganz besonders drückend sind, führt Kant in seiner Abhandlung „über den mut-

maßlichen Anfang der Menschengeschichte“ aus, denn hier sagt er: Hierzu werden alle Kräfte des Staates, alle Früchte seiner Kultur, die zu einer noch größeren Kultur gebraucht werden könnten, verwandt; der Freiheit wird an so vielen Orten mächtiger Abbruch getan und die mütterliche Vorsorge des Staats für einzelne Glieder in eine unerbittliche Härte der Forderungen verwandelt, indes diese doch auch durch die Besorgnis äußerer Gefahr gerechtfertigt wird. Aber, so fügt er gleich hinzu, die Medaille hat auch ihre Kehrseite, denn wüßte ein Staat und eine Regierung absolut sicher, daß es keinen Krieg in absehbarer Zeit geben würde und könne, so wäre sehr zu bezweifeln, ob der Grad der Freiheit, der, obgleich unter sehr einschränkenden Gesetzen, noch übrig ist, wohl angetroffen würde: wenn jener immer gefürchtete Krieg selbst den Oberhäuptern der Staaten diese Achtung für die Menschheit nicht abnötigte. „Man sehe nur China an, welches seiner Lage nach wohl etwa einmal einen unvorhergesehenen Überfall, aber keinen mächtigen Feind zu fürchten hat, und in welchem daher alle Spur von Freiheit vertilgt ist.“ — Auf der Stufe der Kultur also, worauf das menschliche Geschlecht noch steht, ist der Krieg ein unentbehrliches Mittel, diese noch weiter zu bringen; und nur „nach einer (Gott weiß wann) vollendeten Kultur“ würde, meint Kant, ein immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein.

In diesen Schlußworten drückt sich Kant selbst recht skeptisch aus in bezug auf den immerwährenden Frieden, wenn er von einer „Gott weiß wann“ vollendeten Kultur spricht. So ist es denn nicht zu verwundern, daß die Nachfolger Kants, insbesondere aber Hegel, in der Wertschätzung des Krieges noch viel weiter gehen als der Meister, denn, so heißt es schon in einer der frühesten Abhandlungen: über die „wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts“, wo er sich insbesondere mit Hobbes, Kant und Fichte auseinandersetzt, daß der Krieg ein Notwendiges und ein Wertvolles sei. Das erstere liegt im Begriff des Volkes als einer sittlichen Gesamtheit oder Individualität. Die Beziehung von Individualität zu Individualität ist entweder die positive des ruhigen, gleichen Nebeneinanderbestehens im Frieden oder die negative des Ausschließens der einen durch die andere im Krieg. Beide Beziehungen sind notwendig, weil im Begriff selbst gegeben. Und auch die Tugend der Tapferkeit läßt diese negative Seite als vernünftig und damit den Krieg als notwendig erkennen. Als

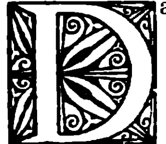
notwendig und vernünftig ist er aber auch wertvoll; denn er erhält die Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen die Bestimmtheiten und gegen das Angewöhnen und Festwerden derselben, ebenso wie die Bewegung der Winde die Seen vor der Fäulnis bewahrt, in welche sie eine dauernde Stille, wie die Völker ein dauernder oder gar „ein ewiger Friede" versetzen würde. Diese von Hegel selbst herrührenden Anführungszeichen wollen das Gesagte als ausdrückliche Opposition gegen Kants so betitelte Schrift kenntlich machen. Dieselbe Anschauung finden wir in dem berühmten ersten systematischen Werke Hegels, der „Phänomenologie" (vom Jahre 1806).[1] Hier heißt es geradezu: Um das Gemeinwesen nicht in das negative Wesen sich isolierender Systeme, des Arbeitens, des Erwerbens und des Genießens, „einwurzeln und festwerden, hierdurch das Ganze auseinanderfallen und den Geist verfliegen zu lassen, hat die Regierung es in seinem Innern von Zeit zu Zeit durch die Kriege zu erschüttern, seine sich zurechtgemachte Ordnung und Recht der Selbständigkeit dadurch zu verletzen und zu verwirren, den Individuen aber, die sich darin vertiefend vom Ganzen losreißen und dem unverletzbaren Fürsichsein und der Sicherheit der Person zustreben, in jener auferlegten Arbeit ihren Herrn, den Tod, zu fühlen zu geben. Der Geist wehrt durch diese Auflösung der Form des Bestehens das Versinken in das natürliche Dasein aus dem sittlichen ab und erhält und erhebt das Selbst seines Bewußtseins in die Freiheit und in seine Kraft". Also, man soll die Kriege nicht nur annehmen vom Schicksal, nicht nur sich verteidigen, sondern sie selbst künstlich und absichtlich herbeiführen! Das ist ein paradoxer Gedanke, den in seiner erschreckenden Konsequenz, die übrigens an Plato erinnert, der einmal etwas ähnliches sagt, Hegel in seiner reiferen Periode glücklicherweise nicht durchgeführt hat, freilich: auch in den „Grundlinien der Philosophie des Rechts" im Jahre 1820 bleibt er bei seiner Polemik gegen den Kantischen Begriff des „ewigen Friedens". Ewiger Frieden, so heißt es hier, wird häufig als ein Ideal gefordert, worauf die Menschheit zugehen müsse. Kant hatte so einen Fürstenbund vorgeschlagen, der die Streitigkeiten der Staaten schlichten sollte und „die heilige Allianz hatte die Absicht, ungefähr ein solches Institut zu sein". Allein, der Staat ist ein Individuum, und in der

[1] Siehe die vortreffliche Einleitung zu der Ausgabe der „Phänomenologie" von Georg Lasson und Theobald Ziegler. Menschen und Probleme. Band I. 1914.

Individualität ist die Negation wesentlich enthalten. Wenn auch also eine Anzahl von Staaten sich zu einer Familie macht, so muß sich dieser Verein als Individualität einen Gegensatz kreieren und einen Feind erzeugen. Die Kantische Idee, meint Hegel, sei vor allen Dingen deshalb utopisch, weil es keinen Prätor, keinen Schiedsrichter gibt zwischen Staaten. Es ist vielmehr die Pflicht des Staates, der Individualität durch Gefahr und Aufopferung des Eigentums und des Lebens seine Unabhängigkeit und Souveränität zu erhalten. Darin liegt „das sittliche Moment des Krieges, der also nicht als absolutes Übel und als eine bloß äußerliche Zufälligkeit zu betrachten ist, welche in den Leidenschaften der Machthabenden oder der Völker, in Ungerechtigkeiten und überhaupt in solchem, das nicht sein soll, seinen somit selbst zufälligen Grund habe". „Was von der Natur des Zufälligen ist", sagt Hegel prinzipiell, „dem widerfährt das Zufällige, und dieses Schicksal eben ist somit die Notwendigkeit, — wie überhaupt der Begriff und die Philosophie den Gesichtspunkt der bloßen Zufälligkeit verschwinden macht unn in ihr, als dem Schein, ihr Wesen, die Notwendigkeit, erkennt." Das Endliche, Besitz und Leben, muß als Zufälliges gesetzt werden, weil dies der Begriff des Endlichen ist; alles Endliche ist sterblich und vergänglich. Im sittlichen Wesen aber — und das ist für Hegel der Staat — muß diese Naturnotwendigkeit zu einem Werke der Freiheit, einem Sittlichen erhoben werden, die Vergänglichkeit wird hier ein gewolltes Vorübergehen. In diesem Sinne ist der Krieg der Zustand, in welchem mit der Eitelkeit der zeitlichen Güter und Dinge Ernst gemacht wird, das Moment, „worin die Idealität des Besonderen ihr Recht erhält und Wirklichkeit wird". „Das ist seine höhere Bedeutung." — So knapp diese Darlegungen auch sein mögen, zeigt sich doch mit voller Deutlichkeit, wie intensiv die beiden größten deutschen idealistischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts über das Problem des Krieges nachgedacht haben. Daß auch sie freilich zu keiner völligen und reinen Lösung gekommen sind, — wen sollte und dürfte das nach den Erfahrungen der letzten Zeit noch Wundes nehmen?

ERINNERUNGEN AUS DEN JAHREN 1806—1815

Von Dr. Hans Benzmann in Berlin-Steglitz



as Zeitalter der Jahrhundertfeier an 1813/15 hat uns eine reiche Fülle von Memoiren, Aufzeichnungen, Tagebüchern, die in jener großen Zeit entstanden sind, beschert und viel Neues ans Tageslicht gebracht. Auch denjenigen, dem die Geschichte jener Jahre wohlbekannt ist, der ihr Echo aus manchen Memoiren, aus manchem Briefwechsel wahrgenommen hat, werden insbesondere drei Bücher fesseln, die eine kleine Gruppe für sich bilden und die der Herausgeber passend „Weimar in den Freiheitskriegen“ (Insel-Verlag) genannt hat. Man denkt sofort an Karl August und an Goethe, an den wohlbekannten Weimarer Hof- und Dichterkreis. Aber literarisch sind diese Bücher nicht, obwohl zwei von ihnen von literarisch bekannten Persönlichkeiten herrühren: „Die Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 bis 1813 von Friedrich von Müller“ und „Johannes Falks Kriegsbüchlein“. Beide, der Kanzler Müller und Joh. Falk, waren Freunde Goethes und beide haben auch manches wertvolle Zeugnis über Goethe hinterlassen. In den Erinnerungen Müllers findet man z. B. die Darstellung jener berühmten Unterredung zwischen Goethe und Napoleon, die in Erfurt am 2. Oktober 1808 stattfand. Aber die eben genannten Schriften beschäftigen sich doch hauptsächlich mit kriegerischen und politischen Ereignissen, und sie werden um so reizvoller, je eingehender, je intimer und persönlicher diese Schilderungen gehalten sind. Ich will gleich erwähnen, daß auch der dritte Band, der stärkste von den dreien, hauptsächlich derartige Berichte enthält, er führt den Titel „Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806 bis 1815“ und besteht in einer sehr klug ausgewählten und chronologisch angeordneten Zusammenstellung von Briefen und Berichten aus jenen Jahren, in denen sich die politischen Erzeugnisse unmittelbar spiegeln. Ein besonderes Kapitel ist in diesem Buche Goethe gewidmet, es enthält Stücke aus Riemers Mitteilungen über Goethe, Stellen aus Briefen Goethes über die Not, in der sich damals — nach der Schlacht bei Jena — Weimar befand. Diese furchtbare Not, hervorgerufen durch die Niederlagen der preußischen Armee, der ja Karl August angehört hatte, sie bildet mit ihrer helldunklen Stimmung von brennenden Städten und Dörfern,

verfallenen Scheunen, versengten Feldern, niedergestampften Wiesen den furchtbaren Hintergrund dieser Berichte. Man lese folgende Schilderungen Johannes Falks, der selbst blühende Kinder infolge der Kriegsnot durch Krankheiten verloren hatte: „Kein Tag verging ohne blutigen Mord. Das Webigt, die Landstraße, die Stadt selbst war nicht sicher vor räuberischem Überfall. Hatte das ewige Gastereigeben an die Nationen aller vier Weltteile die Geduld der gutmütigen Deutschen endlich ermüdet; wollte das Spazierfahren aller Soldaten des festen Landes, bald nach Spanien, bald nach Rußland, das sieben Jahre hindurch, wo zwei Militärstraßen durch unser Land gingen, durch Vorspann alle Kassen erschöpfte, Bürger und Bauern, Menschen und Vieh zur Verzweiflung brachte, noch immer kein Ende nehmen: welch' ein Zustand mußte vollends eintreten, als, vor der Schlacht bei Lützen, die Korps des Herzogs von Ragusa, der mit seinen mordbrennerischen Banden frisch aus Spanien eintraf, 20 000 Mann stark, sowie die Korps des Generals Bertram, von gleicher Anzahl, ihre Vorabende und fürchterlichen Biwaks, auf gut Tamerlansch, in den Dörfern Schwabsdorf, Wiegendorf, Umpferstedt, Isserstedt usw. in der Nähe von Weimar und Jena begingen. Wo die Flammen eines solchen Biwaks den Horizont röten, da wärmt man sich an den Dörfern, an den Mühlen, Scheunen, Häusern, Dächern, Treppen, wie wenn es gewöhnliche Brennmaterialien wären. In vierundzwanzig Stunden sind, wo ein solches Lager steht, die Felder kahl, die Wohnungen öde, die Einwohner ohne Brot und ohne Obdach. Achtzig Ochsen zum Frühstück und Nachtessen, gegen Eintauschung eines Stücks Papier von einem kaiserlichen Kommissarius: — so geht der ganze Viehstand einer Gegend über Nacht und ohne Spur dahin. Das Lager will Hütten und Obdach, vor Nässe, bei eintretendem Regen und schlechter Witterung; also Feuer, Kochholz. Hierzu sind Baumschulen, Fruchtbäume, Stühle, Tische, Treppen, Windmühlenflügel, Wände, wie gesagt, alles was Holz heißt, diesen neuen Nomaden willkommen. Kleines Vieh, Schweine, Ziegen, alles das wird gleich auf dem Mist erstochen. Hühner, Geflügel, Gänse, Tauben sind zum ersten Anbiß, und ehe man sich umsieht, verspeist. Ich sah einen Soldaten, der ein lebendiges, schreiendes Schwein auf dem Buckel ins Lager trug, wovon ein anderer Kamerad mit seinem blanken Pallasch im Gehen den Hinterfuß nebst dem Schinken herunterhieb, die Borsten am Feuer absengte und sodann auf der Stelle diesen Anteil seiner Beute

in der allgemeinen Soldatenküche des Biwaks briet, zurichtete und mit großem Wohlgeschmack verzehrte. Ich hörte diese Mordbrenner zur Nachtzeit aufs neue ihr gräßliches Lied anstimmen, was mich am 14. Oktober 1806 bei der Plünderung von Weimar, als die Schlacht bei Jena abends in unseren Straßen endete, bis zu Nervenzufällen erschüttert hat und was ungefähr also lautet:

Buvons,
Brulons,
Fo-t-ns!
Mettons le feu à toutes maisons!
Venons à cinquant, cinq cents!
Chiens, Brigands, Paysans,
Ouvrez donc la Porte! Panc!

Dabei wurde mit Kolbenstößen vor die verschlossenen Türen geschlagen, und wo man nicht öffnete, gefeuert, bis sie aufsprangen. Ich sah einen solchen Unhold in dem Orte Wiegendorf, der eine Witwe zu Nacht durch die Gassen des Dorfes schleppte an einem Strick und sie nicht losließ, bis eine Schildwache so viel Ehrgefühl hatte, daß sie, auf das Schreien der Witwe, Feuer auf dieses verworfene Ungeheuer gab."

Gewissermaßen den Grundstock aller dieser Schilderungen bildet das politische Schicksal des Herzogtums Weimar, der herzoglichen Familie. Wird Napoleon, der allgewaltige Sieger, das Herzogtum von der Landkarte streichen? Wird er es dermaßen schwächen und verkleinern, daß es jede Bedeutung verliert? Diese Fragen bilden den Kern namentlich der Erinnerungen des Kanzlers von Müller. Über das Leben dieses seltenen charakterfesten und diplomatisch hochbegabten Mannes unterrichtet das im Jahre 1851 von dem ersten Herausgeber der Erinnerungen A. Schöll geschriebene Vorwort, das auch der Neuausgabe beigefügt ist: Den 13. April 1799 in Franken auf dem Stammgute der von Egloffsteinschen Reichsritterschaft, Kunreuth, geboren, wo sein Vater der Verwaltung vorstand, in der Engelhardschen Anstalt zu Bayreuth und auf den Hochschulen Erlangen und Göttingen gebildet, kam er im Winter 1801 nach Weimar, dem Herzog durch eine in Göttingen gemachte Übungsarbeit empfohlen, die einen Prozeß im Weimarischen betroffen hatte. Als Assessor bei der Regierung schon nach einem halben Jahr förmlich angestellt, wurde er vom Herzog mit manchen außerordentlichen Aufträgen vermittelnder und ordnender Natur betraut. Nach drei Jahren Regierungsrat und schon

(1804) durch Vermählung mit der Begleiterin seines Lebens noch fester an die neue Heimat geknüpft, rief ihn unter anderem, nach dem Ableben des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Oels im folgenden Jahr, die Ordnung des Erbschaftsanfalles der Herzogin Amalie nach Schlesien. Wie dann im Herbst 1806 bei der über das Vaterland hereinflutenden Kriegsnot sein freiwilliger Diensteifer und seine mutige Hingebung es waren, die den 27 jährigen Mann in eine diplomatische Rolle zwangen, welche sich durch die ganze Kriegsperiode an verschiedenen Orten und Zeitpunkten erneuerte, das erzählen eben die Erinnerungen. So ungemein interessant nun der Verlauf dieser Angelegenheit an sich auch erzählt wird, das eigentliche Reizvolle dieser Aufzeichnungen ist doch in der Art der Schilderung zu finden: mit knappen Bemerkungen, die aber doch grade immer auf den Menschen selbst, auf das eingehen, was ihn lebendig macht, ihn real vor uns stellt, zeichnet Müller Situationen, Menschen, Ortschaften, Stimmungen. Die Menschen, namentlich ihre physische und psychische Sphäre, vergegenwärtigt er vortrefflich. Uns sind die Paladine und Minister des Kaisers Napoleon aus mancher Biographie, aus Memoiren, Schlachtschilderungen usw. ziemlich genau bekannt, die Ney, Soult, Southam, Duroc, Daru, ferner Talleyrand, der Prinz von Benevent, die Minister Champigny, Maret, der Polizeiminister Fouchet — sie alle erscheinen auch hier, sie sind im Herzen von Deutschland administrativ tätig, als wäre es ihnen nie fremd gewesen, sie empfangen die Gesandten der deutschen Kleinfürsten, unterhandeln über deutsche Ländereien, Fürstentümer usw., — das ist alles nebensächlich, wenn auch historisch interessant wie beschämend für Deutschland; — aber diese Menschen ganz plastisch, ganz wirklich, mit Fleisch und Blut, beweglich vor uns hinzustellen, so daß sie nicht nur als Menschen ihrer Zeit, sondern eben nur als Menschen erscheinen, — das ist in der Tat eine feine Kunst, das ist die große Kunst dieses klugen Kanzlers von Weimar. Und ebenso wird Napoleon selbst, auch hier der Mittelpunkt, die alles bewegende Kraft, ungemein wesenhaft und fühlbar uns nahe gebracht. Im allgemeinen erscheint er hier menschlich sympathisch, zugänglich für vieles Gute, alles übersehend, Ordnung stiftend, ja viel Gutes schaffend. Charakteristisch ist das Gespräch, das der Kaiser mit Wieland, den er begreiflicherweise sehr schätzte, auf dem Bankett hatte, das der Herzog Karl August dem Kaiser Napoleon im Oktober 1808 in Weimar gab. Bei dieser Unterredung ging der

Kaiser auch auf die christliche Religion und ihre Geschichte ein, vorzüglich auf die Gründe ihrer schnellen Verbreitung. „Ich finde darin", äußerte er, „zunächst eine bewunderungswürdige Reaktion des griechischen Geistes gegen den römischen. Griechenland, durch physische Stärke überwunden, eroberte sich die geistige Herrschaft wieder, indem es jenen wohltätigen Keim in sich aufnahm und pflegte, den jenseits des Meeres die Vorsehung zum Glück der Menschheit ausgestreut hatte. Übrigens" — und hier trat er ganz nah an Wieland heran und hielt die Hand vor, so daß niemand als ich es hören konnte — „übrigens ist es noch eine große Frage, ob Jesus Christus jemals gelebt hat?"

Wieland, der bisher bloß aufmerksam zugehört hatte, erwiderte rasch und lebhaft: „Ich weiß wohl, Sire, daß es einige Unsinnige gab, die daran zweifelten, aber es kommt mir ebenso töricht vor, als wollte man bezweifeln, daß Julius Cäsar gelebt und Ew. Majestät leben"; worauf der Kaiser Wieland auf die Schulter klopfte und „wohl, wohl" sagte. Darauf fuhr er fort: „Die Philosophen quälen sich ab, Systeme aufzubauen, aber sie suchen vergeblich ein besseres als das Christentum, durch welches der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten gleich stark verbürgt wird, wie das Glück und die Hoffnung der Individuen." Napoleon schien die größte Lust zu haben, noch länger fortzusprechen, allein Wieland ließ deutlich merken, daß ihm das lange Stehen allzu beschwerlich werde, daher er denn freundlichst beurlaubt wurde.

Ob es dem Kaiser mit jener merkwürdigen Frage wirklich Ernst gewesen, oder ob er Wieland, den er oft den deutschen Voltaire hatte nennen hören, nur auf die Probe habe stellen wollen, muß ich unentschieden lassen, doch ist mir das letztere wahrscheinlicher. Deutlich bemerkt aber habe ich, daß ihn Wielands Antwort sehr frappierte und wohlgefiel."

Ich begnüge mich mit diesen Hinweisen. In der Tat erschließen die Erinnerungen des Kanzlers Müller eine Fülle von interessanten Beobachtungen, Einzelzügen aus dem Leben bedeutender Männer. So werden uns auch die deutschen Diplomaten jener Zeit tatkräftig handelnd und persönlich vielfach als eigenartige Menschen lebendig charakterisiert.

Wie eine Farce mutet im Vergleiche mit diesen herben Berichten, mit diesem ungeschminkten geraden Stil das an sich hochinteressante Werk eines Franzosen an: „Gemälde des Wiener

Kongresses 1814—1815“ von Graf de La Garde, mit einem Vorwort und zahlreichen Anmerkungen neu herausgegeben von Gustav Gugitz, mit 32 Bildern, zumeist Porträts, zum Teil nach unveröffentlichten Originalen, Verlag von Georg Müller, München. Ich sage, wie eine Farce mutet dies Buch an . . . das will ich nicht oder nur zum allerwenigsten auf de La Garde selbst und seine Art zu erzählen beziehen, — de La Garde steht diesem Kongreß der untätigen Diplomaten und genießenden Schmarotzer nicht unkritisch gegenüber; aber er weiß mit seiner französischen Liebenswürdigkeit doch alles zu verschönen und zu versüßen, und jeder Fant, der sich zu geben weiß, ist ihm ein Edelmann im Superlativ. Ich beziehe den Ausdruck „Farce“ hauptsächlich auf den Inhalt, auf den Wiener Kongreß selbst. Mit Recht betont Gugitz in seinem Vorwort: „Es ist merkwürdig, daß die Wiener Kongreßzeit in ihren pikanten Intimitäten, in ihren rein gesellschaftlichen Ergebnissen nicht mehr Aufzeichnungen erfahren hat, und daß dafür die einzige umfassende Darstellung durch de La Garde gradezu ein Meisterstück geworden ist, wenn man von der rein politischen Seite absieht, die vollständig mangelt, ein Umstand, den vielleicht der reine Historiker beklagen kann, der aber dem Werk in seinen belletristischen Eigenschaften dafür doppelt zugute kommt. Vielleicht überwiegt sogar bei de La Garde hin und wieder der Dichter den gewissenhaften Erzähler und Memoirenschreiber, was aber grade für die Authentizität der Aufzeichnungen spricht, denn grade die ausgesprochene Romantik des Kongreßlebens in Wien erforderte, wenn man sie in ihren verschwiegenen Abenteuern, heimlichen Intrigen, lärmenden Auftritten und blendenden Schauspielen überzeugend, lebendig und farbenprächtig darstellen wollte, nicht die Feder eines trockenen Diplomaten, sondern die schwungvolle eines Künstlers. De La Garde straft also das Wort Goethes Lügen, der einmal zu der Rahel sagte: ‚Der Kongreß ist nicht zum Nacherzählen, weil er keinen Gehalt hatte.‘ Dabei hatte er wohl die politische Seite im Auge.“

Die Berichte de La Gardes bergen eine Fülle von Mitteilungen über den Verlauf der vielen Feste, die zumeist genau beschrieben werden. Fast alle Personen, Fürsten, Minister, Gesandte, Generale, Abenteurer, schöne und geistvolle Frauen und vornehme Kurtisanen treten auf, die einzelnen Episoden entwickeln sich romanhaft, im Gespräche. Es ist interessant zu beobachten, wie de La Garde, dieser sympathische liebenswürdige Schöngeist, den Instinkten

seiner Rasse und dem verstandesmäßigen romantischen Geist der Zeit entsprechend, den Wert der Menschen taxiert nach ihrer Art, pikant und geistvoll zu plaudern, sich durch ein Bonmot einzuführen. Charakteristisch ist es z. B., welche Mühe sich de La Garde damit gibt, den vornehmen alten Schönredner Prinzen de Ligne, das Muster eines Kavaliers im besseren Sinne nach dem ancien regime, im Lichte eines überlegenen großzügigen Genius erscheinen zu lassen: uns erscheint er doch als das, was er war, als ein kluger Mensch seiner Zeit, doch auch als ein sentimental angehauchter Schwätzer. Überhaupt verlieren die Persönlichkeiten bei de La Garde, und die Menschen gewinnen nicht. Es bleibt die Maske und die Maskerade. Lebendig huschen diese Gestalten gewiß über diese Bühne, aber die Szene wechselt, und die Helden bleiben aus. Anzuerkennen ist wiederum die Ausstattung und die beigegebenen Porträts, von denen viele die reizvollen Züge der Frauen des Kongresses festgehalten haben.

Im Zusammenhange mit diesen Ereignissen steht endlich ein drittes jetzt neu herausgegebenes Werk, das vielleicht eine der merkwürdigsten Selbstbiographien ist, die jemals geschrieben sind, es ist „Der Lebensroman des Wit von Döring“, nach seinen Memoiren bearbeitet von H. H. Houben (Insel-Verlag, Leipzig). Wit von Döring ist ein Libertiner und Abenteurer, vielleicht nicht im übelsten Sinne des Wortes. Er ging aus von der Bewegung der Burschenschaft, er war zuerst ein Parteigänger der Follen, der Sand, der sogenannten „Unbedingten“. Bald aber wird Döring in die europäischen revolutionären Bestrebungen der Zeit verwickelt, ihm schien dies grade zuzusagen, man erhält bald den Eindruck, als hätte er die Fäden aller dieser Verschwörungen und Komplotte in der Hand, in England, Frankreich, Italien, in der Schweiz — überall ist er am Werke, bei den Radikalen in England, bei den unentwegten Republikanern in Frankreich. Er wird sogar Generalinspektor der Karbonaria. Aber sein kritischer Geist einerseits und sein in alles sich hineinmischendes Temperament lassen ihn bald ein Doppelspiel treiben zwischen Revolution und Reaktion. So hat er Beziehungen zu allen Parteien, zu den bedeutendsten Staatsmännern und Philantropen der Zeit. Grade hierdurch werden seine Memoiren interessant, die im übrigen eine glänzende Fülle von Material über eine dunkle vielseitig bewegte Zeit erschließen, ebenso eine Fülle kulturgeschichtlich wie persönlich interessanter Begebenheiten. Die Kapitel, in denen Döring sein

Leben — oft ist er dem völligen Untergang nahe — in den oberitalienischen Gefängnissen schildert, muten an wie romantische Schilderungen Dumas des Älteren aus dem „Grafen von Monte Christo". Es ist daher nicht möglich, diesen Memoiren in der Form einer Besprechung gerecht zu werden; es sei nur nochmals betont, daß das Buch den Kulturhistoriker wie den Psychologen wie jeden Laien außerordentlich fesseln wird.

DIE FRÜHESTEN VORKÄMPFER DES TOLERANZGEDANKENS

Von Ernst Harder in Hermsdorf bei Berlin

Was heutzutage der Grundsatz jedes gebildeten Menschen sowie des modernen Staates überhaupt ist, was zwar oft nur widerwillig und scheinbar geübt, aber grundsätzlich überall festgehalten wird, die Gewissensfreiheit, ist durchaus erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit. Wohl lag die Forderung einer Duldung auch abweichender Meinungen in der Religion tief begründet schon in dem Bruch mit der starren Überlieferung, wie er in der Reformation des 16. Jahrhunderts zum Ausdruck kam, aber die leitenden Männer dieser Bewegung waren weit davon entfernt, die notwendigen Schlußfolgerungen zu ziehen: für sich verlangten sie Duldung, andern verweigerten sie sie. Es ist ein Verdienst dieser Blätter, zuerst das Täufertum als originale Bewegung der Reformationszeit gewürdigt und den hervorragenden Anteil nachgewiesen zu haben, den sie an der Entwickelung des modernen Toleranzbegriffs hatten. Einer seiner großen Führer, Hans Denck sagte: „Jeder sollte wissen, daß mit den Sachen des Glaubens alles freiwillig und ungezwungen zugehen sollte[1]. „Zu einer Modifikation des protestantischen Staatsbegriffes, welche der Toleranz von Vorteil war, haben die Täufer die protestantischen Staatskirchler gezwungen und damit leidend und kämpfend der Reformation einen ungeheuren Dienst geleistet, einen Dienst, für den sie lange noch nicht den Dank gefunden haben, der ihnen vor dem Forum der

[1] Ludwig Keller, „Ein Apostel der Wiedertäufer", Leipzig 1882, S. 64.

Geschichte gebührt"[1]. Freilich vermochten sie in Deutschland, wo erst viel später zur Zeit des großen Preußenkönigs die Aufklärung einen Sieg der modernen Weltanschauung herbeiführte, wenig gegen das starre Luthertum und den unduldsamen Calvinismus auszurichten, aber in den Niederlanden haben sie einen großen Sieg für die Gewissensfreiheit schon im ausgehenden 16. Jahrhundert errungen. Und wenn das 17. Jahrhundert in England zur Herrschaft des Toleranzgedankens geführt hat, wenn derselbe diskutiert und ins Leben gerufen wurde, so ist das Verdienst allein den Täufern, Independenten und Quäkern zuzuschreiben, welche für sich vom Staat und von der Staatskirche Freiheit der Gemeindebildung forderten und erlangten[2]. Erfreulicherweise hat sich die Würdigung der Bedeutung der Täufer oder Taufgesinnten, die sich später meist als Mennoniten bezeichneten, immer mehr Bahn gebrochen und alt eingewurzelte Vorurteile gegen sie ausgerottet. So urteilt Professor W. Köhler (Gießen): „(Die Bedeutung der Mennoniten) erschöpft sich nicht in dem Duldermut, der Arbeitstreue, dem kulturellen Fleiß ..., nein, die Mennoniten dürfen ohne Überhebung einen Platz in der Weltgeschichte beanspruchen als Bahnbrecher der modernen Weltanschauung mit ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit". Auch Professor Tröltsch in Heidelberg hat unter dem Titel „Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit" in dem Sammelwerke „Die Kultur der Gegenwart" eine viel beachtete Darstellung dieser Entwickelung gegeben.

Ein wertvoller Beitrag hierzu liegt auch vor in dem Werke von Johs. Warns: „Die Taufe. Gedanken über die urchristliche Taufe, ihre Geschichte und ihre Bedeutung für die Gegenwart", Christliches Verlagshaus Wiegand & Co., Bad Homburg (1914), 281 S. Der Verfasser stammt nicht aus taufgesinnten Kreisen, er ist Leiter der Allianz-Bibelschule in Berlin und steht der sogenannten Gemeinschaftsbewegung nahe. Sein Standpunkt ist ein streng gläubiger, er verwirft daher die moderne Bibelkritik, da er in der Heiligen Schrift das Wort Gottes, die göttliche Offenbarung sieht. Ein ernstes Studium zeigt ihm nicht nur, daß von der jetzt üblichen Kindertaufe im Neuen Testament nirgends die Rede ist, sondern daß der Glaube darin ausdrücklich zur Voraussetzung der Taufe

[1] Friedrich Lezius, „Der Toleranzbegriff Lockes und Pufendorfs", Leipzig 1900, S. 3. Lezius gehört der kirchlich-orthodoxen Richtung an.
[2] Lezius, ebenda S. 5.

gemacht wird. Alle Versuche, die Kindertaufe als biblisch geboten darzustellen, etwa durch Jesu Wort „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ oder als eine Analogie zur jüdischen Beschneidung, sind durchaus verfehlt. Ihr Ursprung ist vielmehr in abergläubischen Vorstellungen von der magischen Wirkung dieser Handlung zu suchen, ebenso wie die Staatskirche in ihr das geeignete Mittel fand, um sich zwangsweise alle Glieder einzuverleiben und so ihr Ideal einer allgemeinen (katholischen) Kirche zu erreichen. Doch vollzog sich diese offenbare Abweichung von der Übung der Apostel nicht ohne lebhaften Widerspruch. Sehr energisch wendet sich Tertullian (150—223) gegen die damals erst aufkommende Kindertaufe, die in Cyprian und besonders in Augustinus eifrige Anhänger fand. Dem letzteren paßte sie vorzüglich in seine Lehre von der Erbsünde: „Man soll die Kinder taufen, weil sie mit der Erbsünde belastet sind, damit sie der Gnade teilhaftig werden“. Aber Gregor von Nazianz, Basilius, Gregor von Nyssa und viele andere führende Männer der katholischen Kirche wurden, obwohl sie aus christlichen Familien stammten, nicht als Kinder getauft, sondern erst als erwachsene Männer, ein Beweis, daß die Erwachsenentaufe in den alten christlichen Familien noch lange festgehalten wurde. Warns gelangt zu dem Ergebnis: Bis zum Ende des fünften Jahrhunderts dauerte der Brauch, die Erwachsenen zu taufen, neben der immer häufiger werdenden Kindertaufe fort. Aber erst seit dem sechsten Jahrhundert kam allmählich die Kindertaufe zur Herrschaft, und es wurde die Wiederholung der Taufe in erwachsenem Alter, d. h. also die schriftmäßige Taufe über zwölf Jahrhunderte hindurch als ein bürgerliches Verbrechen gebrandmarkt und mit dem Tode bestraft, ohne daß sie freilich jemals ganz ausgerottet werden konnte.

Luther selbst nahm eine schwankende Stellung zur Kindertaufe ein. Er schrieb 1528: „Taufe hilft niemand, ist auch niemand zu geben, er glaube denn für sich selbst, und ohne eigenen Glauben niemand zu taufen ist ... Wo wir nun nicht können beweisen, daß die jungen Kinder selbst glauben und eigenen Glauben haben, da ist es mein treuer Rat und Urteil, daß man stracks abstehe, je eher, desto besser, und taufe nimmermehr kein Kind, daß wir nicht die hochgelobte Majestät Gottes mit solchen Alfanzen, Gaukelwerk, da nichts hinter ist, spotten und lästern!“ Wenn nun Luther in der Tat den kleinen Kindern den Glauben zuspricht, werden ihm wohl nur wenige der heutigen Lutheraner auf diesem

Wege folgen wollen, jedenfalls ist ein solcher „Glaube“ himmelweit von dem großen reformatorischen Begriff des Glaubens entfernt, „dieser sittlichen Macht, die unter den Schrecken des Gewissens entsteht und zugleich als ein Wissen, ein Zustimmen und Vertrauen sich in die Arme des Gekreuzigten wirft“. Und wenn derselbe Luther, der früher sagte: „Man muß sich nicht kehren an Menschengesetz, Recht, altes Herkommen, Brauch, Gewohnheit usw.“, die Kindertaufe durch den Hinweis auf „uralte Sitte“ zu verteidigen sucht, so wandelt er ganz auf katholischen Pfaden. — Zwingli hielt die Kindertaufe für ein „Pflichtsymbol“, und Calvin konnte sie in seiner Staatskirche nicht entbehren.

So kamen alle führenden Geister der Reformation zu einer energischen Bekämpfung der Täufer, die, von ihnen als „Wiedertäufer“ und „Ketzer“ gebrandmarkt, in breiten Schichten des unabhängigen Bürger- und Bauernstandes zahlreiche Anhänger fanden. Ludwig Keller hat in mehreren Monographien und auch in diesen Blättern die vielfach noch immer vorhandenen Vorurteile über diese Bewegung zerstört und durch seine Forschungen unzweifelhaft nachgewiesen, daß hier für religiöse Grundsätze von starker innerer Berechtigung gekämpft wurde, so daß es sich erübrigt, hier näher darauf einzugehen. Ein trauriges Kapitel in der Geschichte der menschlichen Verirrungen bilden die blutigen Verfolgungen, unter denen die durchaus friedlichen Täufer zu leiden hatten, die „unter unzähligen Drangsalen ein Christentum verteidigten, welches allein den Lehren Jesu entspricht, die zu denjenigen gehörten, welchen eine aufgeklärte Wissenschaft der Philosophie, Sittenlehre und Theologie zu danken ist, mit deren Hilfe im Laufe der Jahrhunderte eine menschenfreundlichere Staatsgesetzgebung, ein edleres Völkerrecht und eine bessere Verfassung der evangelischen Kirchen Platz gegriffen hat“[1]. Warns schildert diese unmenschlichen Verfolgungen in der Schweiz, in Süddeutschland und in Mähren, wo sie für kurze Zeit eine Zuflucht fanden. Was Wunder, wenn einige, zur Verzweifelung getrieben, in Münster sich gegen ihre Bedränger zur Wehre setzten und Ausschreitungen begingen, die zwar nicht zu rechtfertigen, aber doch menschlich zu begreifen sind, und die nachher ihren friedlichen, als „Schwarmgeister“ verschrieenen Brüdern in die Schuhe geschoben wurden.

[1] Fr. Thudichum, Professor der Rechte, „Die deutsche Reformation 1517—1537“.

Joh. Warns gibt alsdann eine Übersicht über die spätere Entwickelung der Täuferbewegung unter Einwirkung von Menno Simons in Norddeutschland und den Niederlanden, in England und Amerika. Er erkennt sehr richtig in der Tauffrage eine Existenzfrage für die Kirchen. Die Kindertaufe ist ein Grundsatz, mit dem die Staatskirchen stehen und fallen. Diese vertragen sonst recht viel, aber jeder Kirchenbeamte gerät in Aufregung, wenn die Kindertaufe angezweifelt wird. „Allerdings hat Luther mit großartigem Idealismus am Anfang für ein freies Gemeinde-Christentum gekämpft, das auf Gewalt verzichten und alles vom Geiste hervorgebracht sehen will. Allein Luthers Glaube setzte dabei als selbstverständlich voraus, daß der Anstaltsgeist hierbei mit geringfügigen, leicht zu duldenden Ausnahmen alle in dieselbe Wahrheit führen werde. Als er in dieser Erwartung sich getäuscht sah, wandte er sich mit herbem Grimm gegen den erbsündigen Trotz und Irrgeist der Masse dem strengen Landeskirchentum zu und mußte in steigendem Maße alle die staatlichen Nachhilfen dulden und anerkennen, welche die Einheit des Glaubens und der Lehre aufrecht zu erhalten allein geeignet waren. Und so haben ohne Luthers anfänglichen idealistischen Glauben Zwingli und Calvin in ihrer Weltverständigkeit von Anfang an gedacht"[1]. Die Kindertaufe war eine notwendige Forderung der Staatskirchen und wurde darum als die alleinige Taufe mit Feuer und Schwert gegen die „Wiedertäufer" verteidigt. Wird das Recht der Kindertaufe in Frage gestellt, so ist damit das Recht einer Landeskirche überhaupt in Frage gestellt. Die Bildung der Landeskirchen (seit 1525) wurde aber von vielen als Abfall von den Prinzipien der Reformation empfunden. Man schloß sich zusammen zu Gemeinden mit dem Prinzip der Freiwilligkeit und Selbständigkeit. So kam man von selbst zur Anerkennung und Wiederaufnahme der biblischen Taufe, doch ist sie nicht das „Ein und Alles" der taufgesinnten Kreise. Es handelt sich bei ihnen in erster und letzter Linie um das Festhalten an dem Gemeindeideal, um die Rückkehr zu den christlichen Gemeindeordnungen. Dazu gehört auch die Taufe in ihrer ursprünglichen Form.

Die Konfirmation, von Luther „Affenspiel" und „Lügentand" genannt, auch von Calvin als nicht von Christus eingesetzt verworfen, wurde von Butzer 1538 als ein „Schachzug" gegen die

[1] Professor D. Dr. Troeltsch, „Die Trennung von Staat und Kirche", Tübingen 1907.

zahlreichen Täufer in Süddeutschland eingeführt, um ihnen entgegenzukommen[1], doch hält Warns die jetzige obligatorische Konfirmation für weniger berechtigt als die Kindertaufe. Viele Konfirmanden haben nicht einmal verstandesmäßig den Heilsweg begriffen, wozu ja die Kinder auch im Alter zwischen 13 und 15 Jahren überhaupt nur selten imstande seien. Trotzdem werde dem unmündigen Kinde ein Bekenntnis abverlangt, dessen Bedeutung es nicht verstehe. Das sei ein großes Unrecht.

Im Laufe der Jahrhunderte hat sich dann die Gewissensfreiheit im modernen Staat herausgebildet, deren Vater nicht der eigentliche Protestantismus, sondern das von ihm gehaßte, verfolgte und vertriebene Täufertum war[2]. Die Gewissens- und Kultusfreiheit ist gesichert, der Austritt aus der Landeskirche freigestellt, und nur die Macht der Gewohnheit hält viele davon ab. In ihr selbst starren uns Lauheit, Unentschiedenheit, Unbestimmtheit, Ungewißheit in allen religiösen Fragen, Anpassung an die Welt und ihr Treiben im praktischen Leben überall entgegen. Die urchristliche Taufe ist daher heutzutage ein Protest gegen das Massenchristentum der „christlichen" Welt, sie ist eine Anerkennung der Grundsätze der Reformation, die gegen die Mißbräuche der römischen Kirche protestierte, aber zugleich ein Protest gegen die unvollendet gebliebene Reformation, zu deren folgerechter Durchführung auch die Abschaffung der Kindertaufe gehört.

Dies sind die Grundgedanken des Buches, das in einem Anhang noch zahlreiche interessante historische Dokumente enthält und die Tauffrage durchaus mit wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt. Warns hat für sich selbst aus seinen Forschungen die nötige Schlußfolgerung gezogen: er hat sich „schriftmäßig" taufen lassen, und zwar versteht er unter der biblischen Taufe ein wirkliches Untertauchen, nicht nur ein Besprengen. Auch wer nicht in allen Dingen den Standpunkt des Verfassers teilen kann, wird seinem sittlichen Ernst die Anerkennung nicht versagen. In der jetzigen ernsten und doch so großen Zeit, wo aus den verblassenden gemeinen Alltagsgütern Ewigkeitswerte wie Gott, Freiheit, Vaterland in unvergänglichem Glanze hervorleuchten, wird auch der Wert und das Recht der Persönlichkeit steigen, wird an Stelle der

---

[1] W. Diehl „Zur Geschichte der Konfirmation", Beiträge aus der hessischen Kirchengeschichte. [2] Troeltsch, „Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt".

staatlich-kirchlichen Zwangskultur mehr und mehr die moderne, freie und freiwillige Kultur treten. Und wie sollte die freie Selbstbestimmung bei einem so wichtigen Akt wie es der Eintritt in eine religiöse Gemeinschaft ist, ausgeschlossen sein?

STREIFLICHTER

Es gibt nur eine Welt, aus der niemand herausfallen kann, gleichviel ob er zu den Lebenden oder, wie wir sagen, zu den Toten gehört. Nicht eine Lebensvernichtung und nicht ein Übel oder gar das größte Übel in der Welt ist der Tod, sondern er ist der Übergang in eine neue Lebensstufe, durch die jede Menschenseele hindurchgehen muß, um allmählich zur Vereinigung mit dem Göttlichen emporzusteigen, von dem sie ausgegangen ist. Ob wir leben oder „tot" sind, ob die Menschen unserer gedenken oder nicht, ob sie uns Denkmäler errichten oder nur ein einziges Herz unseren Namen in Liebe und Schmerz in den Wind raunt: wir leben und weben und sind in den Armen des Ewigen und Alleinen, der unser Ursprung, unser Vater und unsere Heimat ist, und dessen Stimme oft so gewaltig in den Herzen derer spricht, die Ohren haben zu hören und Herzen, um zu empfinden. Und wer zu stumpf ist, um sie hier zu hören, der wird sie hören, wenn er die neue Lebensstufe erreicht hat, die wir Tod nennen — diese Stufe, die uns dem Ziele alles Lebens näher führt.

Der leitende Gedanke unserer Gesellschaft wird gekennzeichnet durch den Namen, den sie sich gegeben hat: sie will den Grundgedanken des Comenius und der ihm geistesverwandten Männer von neuem lebendige Verbreitung geben und sie sieht das Wesen dieser Gedankenwelt in der Idee der Humanität, wie sie Comenius im Geiste des johanneischen Christentums und des Johannes, den man wohl den „christlichen Plato" genannt hat, vertreten hat. Es hat sich im Laufe der Jahrzehnte gezeigt, daß wir uns die Sympathie aller derjenigen Organisationen, die bewußt oder unbewußt in den Spuren des großen Brüder-Bischofs wandeln, erworben und erhalten haben, gleichviel unter welchen Benennungen sie noch heute existieren: in unserem Vorstande arbeiten Mitglieder der Brüdergemeinde, der deutschen Reformierten und der Täufer (Mennoniten, Taufgesinnte) gemeinsam mit solchen Männern, die Mitglieder der uralten Johannes-Brüderschaften sind, die sich heute Johannes-Logen nennen. Und das Zusammenwirken dieser scheinbar so verschiedenen Organisationen hat nie zu Reibungen geführt.

Der große Gedanke, der alle die, durch trennende Namen geschiedenen, aber innerlich sich nahestehenden Freunde des Comenius verbindet, ist die Idee der freien Selbstbestimmung und der Freiwilligkeit, die Comenius einst zu seinem Wahlspruch erkoren hat, der bekanntlich lautet:

Omnia sponte fluant, absit violentia rebus,

d. h. Freiwillig vollziehe sich alles und Zwang sei ferne den Dingen ... Dieses Wort ist von Comenius und der religiösen Gemeinschaft, deren

Bischof er war (den böhmischen Brüdern) im Hinblick auf den Grundsatz der Staatskirchen geprägt worden, die sich ihre Glieder als Unmündige durch die Kindertaufe zwangsweise einverleibte und die in dieser wichtigsten Frage menschlicher Selbstbestimmung den Grundsatz der Freiwilligkeit im Prinzip bekämpfte. Es lag im Wesen der Staatskirche, daß sie die zwangsweise Vergesellschaftung des Staates auch auf die kirchliche Vergesellschaftung übertrug, während die freien Kulte ihr Ideal in der freiwilligen Vergesellschaftung der Menschen erkannten, die zugleich einzig und allein die Idee der Gewissensfreiheit gewährleistet.

Die Taufe, die Johannes der „Täufer" übte, war ein Sinnbild der Reinigung derer, die willens waren, von nun ab untadelhaft im Leben zu wandeln und die freiwillig ein solch neues Leben gelobten; sie war also eine Taufe freier und selbstbewußter Männer und Frauen. Diese Taufe tritt uns in den Schriften des Neuen Testaments unter dem Namen der Johannes-Taufe entgegen, der Paulus (Apostelgesch. 19, 1 ff.) die Taufe auf den Heiligen Geist oder die „Geistes-Taufe" entgegensetzte. Seit der Einführung dieser Geistes-Taufe entstanden Trennungen (vgl. MH. der C. G. 1914 S. 27 ff). und es erwuchs aus den Johannes-Jüngern später eine „Sekte", die angeblich (s. Gottfried Büchners Biblische Real- und Verbal-Hand-Concordanz, 17. Aufl., 1885, S. 625) sowohl Johannes den Täufer wie Jesum verkannte; es entstand (nach den Worten eines anderen Theologen) späterhin aus denen, die die Johannes-Taufe beibehielten, ein „Johannes-Orden".

Die Bedeutung der ältesten Johannes-Jünger oder des Johannes-Kultes, zu dessen Wesen die Johannes-Taufe gehörte, liegt darin, daß seine Formen und seine Ideen für die Geschichte des Christentums äußerst wichtige Aufklärungen liefern (vgl. MH. der C. G. 1914, S. 84). Während sich nun die neuere Wissenschaft anderen antiken Kulten mit dem größten Eifer gewidmet hat — ich erinnere nur an den Mithras-Kult und an die großen Werke, die Lajard, Windischmann, Spiegel und neuerdings Cumont darüber veröffentlicht haben — ist die Geschichte des Johannes-Kultes ähnlich wie die des Hermes-Kultes ganz vernachlässigt worden. Und doch stimmen alle antiken Schriftsteller darin überein, daß der Johannes-Kult schon vor dem Emporkommen des ihm verwandten Jesus-Kultes weit verbreitet war. Innerhalb der heidnischen Staats-Religionen galt Johannes als „Magier" und es war schon vor der Ausbreitung des Jesus-Kultes sehr gefährlich, sich in den Verdacht zu bringen, daß man der „Zauberschule" des Johannes angehöre oder ihr nahe stehe. Lucius Apulejus von Madaura, der bekanntlich der „Magie" angeklagt war und im 2. Jahrhundert n. Chr. eine Verteidigungsschrift gegen diese gefährliche Anschuldigung verfaßt hat, kennt neben Zoroaster und Moses den Johannes als großen Religionsstifter (näheres darüber in den MH. der C. G. 1913, Heft 9). Flavius Josephus (gest. um 100 n. Chr.) erzählt, daß es zu seinerzeit in Hyrkanien, d. h. in den südlich des Kaspischen Meeres liegenden Ländern einen Kult des Johannes gab, und Plinius berichtet in seiner Naturgeschichte, daß ein „Jannes" eine berühmte „Zauberschule" begründet hat; auch Pseudo-Cyprian kennt ihn als berühmten „Zauberer". Gerade aus dieser Anklage auf „Zauberei" erklärt es sich, daß niemand wagte, sich öffentlich als Johannes-Jünger

zu bekennen und daß wir deshalb weniger Nachrichten über den Johannes-Kult besitzen, als man nach seiner Ausbreitung erwarten sollte. — Sowohl die apokryphe wie die kanonische Johannes-Literatur sind Reste aus dem Schrifttum des Johannes-Kultes. Ihren Charakter wie ihre Verfasser muß man nach den gleichen Gesichtspunkten beurteilen, wie diejenigen der sogenannten hermetischen Literatur.

Im Sprachschatz aller neueren Sozietäten des Humanismus, gleichviel ob sie als Sozietäten der Maurer (Societies of Masons), als Sozietäten der Alchymisten, Sozietäten der Maler usw. eine halböffentliche und halbverborgene Existenz gewonnen haben, spielt das Wort Hütte oder heilige Hütte eine große Rolle, wenn es galt, die Gemeinschaft selbst oder deren Kulträume zu bezeichnen. Zahlreich sind die Ersatzworte und die Decknamen, die im vertrauten Verkehr gebraucht wurden, wenn man das Wort Hütte aus irgend einem Grunde vermeiden wollte. Besonders häufig sind in den neueren Jahrhunderten die Worte Loggia, Lodge, Loge oder Halle, heilige Halle in Anwendung gekommen, aber auch der Ausdruck Tabernakel kommt vor. In älteren Zeiten, wo eine stärkere Verschleierung nötig war, finden sich auch die Worte Portikus, Latomium, Mansio, Domus oder Domus aeterna, ja auch Maskena, Oikos usw., je nach den Nationen und Sprachen, die Ersatzworte für das Wort Hütte oder heilige Hütte suchten. Im Grunde bedeuteten alle diese Worte im Sinne der freien Kulte dasselbe, was im Sinne der Staatskulte das Wort Kirche besagte, nämlich einmal die Kultstätte und den Versammlungsraum der Gemeinde und sodann die Kultgemeinschaft selbst, die sich in den Kirchen versammelte. Die griechische Sprache und nach ihr die lateinische gebrauchten anstatt des Wortes Kirche auch den Ausdruck Ecclesia; beide Worte sind dagegen von den freien Kulten stets grundsätzlich abgelehnt worden.

In Schriften des 17. Jahrhunderts, die aus den Sozietäten der sogenannten Alchymisten stammen oder doch mit diesen in engster geistiger Beziehung stehen, spielt die Gestalt des Johannes eine eigenartige, bisher noch nicht völlig aufgeklärte Rolle. In einer Schrift Jane Leades, die Mitglied einer sogenannten philadelphischen Gemeinde war — die Schrift hieß „Gartenbrunn“ und ist neuerdings von Herbert Silberer in seinen „Problemen der Mystik und ihrer Symbolik“, Wien und Leipzig 1914, S. 236 ff. im Auszuge wiedergegeben worden — wird der „geliebte Johannes“ (der gelegentlich auch der „Engel Johannes“ und der „Apostel Johannes“ genannt wird) redend eingeführt, indem er die Aufzunehmenden in Person anspricht, und man hat fast den Eindruck, als ob es in der Gemeinschaft, von der Jane Leade spricht, einen Amtsträger gegeben habe, der den Johannes-Namen führte. Wie dem auch sei, so ist sicher, daß in den Sozietäten, deren Mitglied Jane Leade war, Johannes als derjenige galt, dem „die Geheimnisse wohl bekannt waren“ und dessen Wort besonderes Ansehen genoß.

Hugo Hermsen hat in seiner höchst lesenswerten Schrift „Die Wiedertäufer zu Münster in der deutschen Dichtung“ (Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1913, Preis M 4,50), die in den Breslauer Beiträgen zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Max Koch und Gregor

Sarrazin, N. F., 33. Heft, erschienen ist, von neuem auf das merkwürdige Buch von George Taylor, Klytia, Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert, Leipzig 1883, aufmerksam gemacht. Hinter dem Namen Taylor verbirgt sich ein ausgezeichneter Kirchenhistoriker, nämlich Professor Dr. Adolf Hausrath von der Universität Heidelberg, der die Form des Romans gewählt hat, um ohne Nennung seines Namens seine Ansichten über die Reformation und deren verschiedenen Parteien der Öffentlichkeit zu übergeben. Es gab damals (und auch wohl heute) für ein Mitglied einer theologischen Fakultät keinen anderen Weg, um Ansichten, wie sie Hausrath besaß, unangefochten aussprechen zu können. Hausrath gibt in seinem Buche — so sagt Hugo Hermsen — „ein lebendiges Bild von den religiösen Streitigkeiten der Katholiken, Lutheraner, Zwinglianer und Arianer in Heidelberg zur Zeit des Kurfürsten Friedrich III. (um 1570). Den häßlichen und kleinlichen Ränken steht allein der ehrliche Müller Werner gegenüber .... Werner gehört zu den stillen Wiedertäufern im Lande .... Der bekehrte Jesuit Paolo Laurenzano muß zum Schluß bekennen, daß ihm die Worte des verachteten Wiedertäufers eine Offenbarung geworden sind: Der Geist wird nicht äußerlich im Dogma und nicht im Kultus, sondern nur im Leben. Nur da erscheint er also, daß man ihn sieht und spürt und hört. Was recht gehandelt sei wissen wir sicherer als was recht gelehrt sei". .... Zu dieser Charakteristik Hausraths, eines genauen Kenners des Täufertums, bemerkt Hugo Hermsen: „Dieser Ausspruch scheint uns die tiefere Frömmigkeit im Wesen der Wiedertäufer richtig zu kennzeichnen". In der Tat war das Täufertum damals wie heute mehr eine Gesinnungsgemeinschaft als eine Glaubensgemeinschaft, und die Täufer gehören daher weniger in die Geschichte der Staatskirchen als in die der freien Kultverbände aller Zeiten.

Hugo Hermsen erzählt in seinem genannten Buche „Die Wiedertäufer zu Münster in der deutschen Dichtung" auch zwei Tatsachen, die noch nicht genügend bekannt geworden sind, nämlich einmal den Umstand, daß Annette von Droste-Hülshoff den Plan hatte (1837), „eine vaterländische Oper oder vielmehr ein Trauerspiel mit Musik: Die Wiedertäufer" zu veröffentlichen und ferner die noch interessantere Tatsache, daß Gerhart Hauptmann, der erst in mehreren Vorträgen und dann in der Münchener „Jugend", 1909 (S. 1262ff.), eine Szene hatte abdrucken lassen, die Vorarbeiten für ein Drama „Die Wiedertäufer" begonnen hat. „Wir können wohl erwarten", sagt Hermsen am Schluß seines Buches (S. 161), „daß Gerhart Hauptmann die Geschichte der Wiedertäufer eigenartig deuten und zu künstlerischem Ausdruck durcharbeiten wird, so daß sein Wiedertäuferdrama einen neuen Abschnitt in der Entwickelungsreihe der dichterischen Bearbeitungen dieses Stoffes bedeuten wird."

LITERATUR-BERICHTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON
PROF. DR. WOLFSTIEG UND DR. G. FRITZ
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

VI. Jahrg. Berlin, im November 1914 Nr. 5

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des Juli und August. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw. sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Charlottenburg, Berliner Straße 22

Logen-Reden. Bausteine zum Tempel der Humanität. Reden und Ansprachen gehalten in Freimaurer-Logen von Br. WILHELM ARNDT [d. i. Dr. H. Mensch]. 3. Aufl. Berlin: F. Wunder [1914]. 185 S. 8⁰. M 3, geb. M 4.

Diese Reden, die durchaus im Geiste der Auffassung der Comenius-Gesellschaft gehalten sind, enthalten nicht nur solche Gegenstände, die allein den Freimaurer interessieren, sondern auch vieles, was weitere Kreise angeht. Jedenfalls gereichen sie jedem ernsten Menschen zum Nutzen für Selbstbestimmung und Selbsterziehung und wollen durchaus der allgemeinen Bildung dienen. Der feste Anschluß der Reden an Geschichte, Literatur und Kunst machen sie wertvoll auch für die rein realen Studien. Es wäre wünschenswert, wenn sie recht zahlreich in die Hände derer kämen, welche unsere Welt- und Lebensanschauung teilen.

Wolfstieg

Was ist Individualismus? Eine philosophische Sichtung von GEORG E. BURCKHARDT. Leipzig: Meiner 1913. 88 S. 8⁰. M

Diese Schrift ist eigentlich eine Einleitung zu einer kritischen Geschichte des Individualismus, die der junge Verfasser in Angriff genommen hat und der wir nach dieser Begriffsstudie alle Ursache haben, guten Fortgang zu wünschen. Uns interessiert in dieser logisch-begrifflichen Untersuchung vornehmlich der Abschnitt Geschichtsphilosophie, für dessen klare Entwickelung der einzelnen Theorien ich dem Verfasser besonderen Dank sagen möchte.

Wolfstieg

Die Naturwissenschaften und die moderne Kultur. Von Dr. FRIEDRICH DANNEMANN. Beilage zum Jahresbericht der Realschule zu Barmen 1914. Kl. 8⁰. 15 S. Pr. Nr. 715.

Dannemann hat sich besonders als Verfasser des Werkes „Die Naturwissenschaften in ihrer Entwickelung und in ihrem Zusammen-

hange", Leipzig, W. Engelmann, 1910—1913, 4 Bände, sowie durch die ebendaselbst erschienenen, nicht minder bedeutenden Werke „Aus der Werkstatt großer Forscher. Allgemeinverständliche, erläuterte Abschnitte aus den Werken hervorragender Naturforscher aller Völker und Zeiten" und „Die Entwickelung der Naturwissenschaften" vorteilhaft bekannt gemacht. Der Inhalt des vorliegenden beachtenswerten Programms entstammt einem der letzten Abschnitte des 4. Bandes des ersterwähnten Werkes, welches die engen Beziehungen der Naturwissenschaften unter sich und zu den Nachbargebieten innerhalb der Gesamtentwickelung geschichtlich nachweist und daher für den Historiker, Mediziner, Techniker, Lehrer und Studenten gleich interessant ist. Verfasser gibt nun in der Schrift eine historische Übersicht über den gewaltigen Aufschwung der Naturwissenschaften seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, wobei er durchgängig an die in diese Zeitepoche fallenden großen Erfindungen anknüpft. Auf dieser Grundlage zeigt er, was für die Bestrebungen der Comenius-Gesellschaft besonders wichtig ist, S. 12—15, daß das naturwissenschaftliche Denken für die Philosophie, die Geschichte, die Nationalökonomie, die Völkerkunde, die Musik in der physikalischen und physiologischen Akustik, die Malerei in der Farbenlehre, die Bildhauerei in der Anatomie, die Sprachforschung in der Lautphysiologie, auch für die Moral und Religion, sehr fruchtbar sei und überhaupt zu allen geistigen und materiellen Interessen in Beziehung trete. Karl Loeschhorn

Der Deutsche und dieser Krieg. Von KURT ENGELBRECHT. Berlin: E. Hofmann & Co. 1914/15. 69 S. 8⁰. M

Hier meldet sich ein deutscher Pfarrer zum Wort, um endlich mit der Phrase, der Krieg sei kultur- und religionsfeindlich, ein Ende zu machen. Das Wort vom ewigen Frieden ist nicht Christi Wort. Im Gegenteil: gerade die Reibung gibt Feuer, gerade der Krieg lehrt uns Werte schätzen, die wir in langem Dahinleben in den ruhigen Zeiten übersehen hatten, läßt uns falsche Wertungen, wie die Überschätzung der Naturwissenschaften, erkennen und richtig stellen; erst der Krieg weckt die rechte Energie. Es finden sich prachtvolle Stellen in dem kleinen Buche: „Die Brust des Menschen ist die Wiege aller Kultur". „Der Krieg macht aller Kulturheuchelei ein Ende" usw. Der Verfasser weist die ethisch-religiösen Motive dieses Kampfes auf und spricht aus, was jetzt alle deutschen Herzen bewegt. Was uns zur Höhe führen kann und führen muß, ist der Sieg des deutschen Gedankens, daß man seine Pflicht um der Pflicht willen tun soll, daß es eine Freiheit gibt, die nicht in der Möglichkeit besteht zu tun und zu lassen, was man will sondern die in dem Gefühl der Pflichterfüllung sicher ruht. Unter dieser Freiheit wächst Selbstzucht und Ordnung, Kultur, Wissenschaft

und Kunst, und es wird die Zeit kommen, in der sich Herders Wort bewahrheitet: „Ja! es wird am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen".
Wolfstieg

Am Webstuhl der Zeit. Religiöse Reden von ERNST HORNEFFER. Leipzig: Kröner 1914. VIII, 415 S. 8⁰. M 4, geb. M 5.

Es ist bekannt, daß Ernst Horneffer in München den Versuch gemacht hat, die Gottsucher und religiös Interessierten dadurch mit sich fortzureißen, daß er durch Laienpredigten sie auf einen Standpunkt führte, der jenseits des Protestantismus und Katholizismus liegt. Horneffer erkennt voll und ganz an, daß die Kirchen gar nicht in der Lage sind, diese hohe Warte aufzusuchen, da sie an gewisse Bekenntnisse gebunden sind, falls sie sich nicht selber aufgeben wollen. Ihm aber war es gestattet, seinen großen Idealen in diesen Reden nachzustreben, dem Ideal der Persönlichkeit und dem Ideal der Gemeinschaft, zwischen denen sich das geistig-geschichtliche Leben der Menschheit bewegt, um Gott dabei zu suchen und zu finden. Wenn der Verfasser aber einen solchen Standpunkt erreichen wollte, der ihn religiös über die Kirchen hinaushob, so blieb ihm nichts übrig, als in das Land der alten deutschen Mystik zu fahren und dort sein Geistesschifflein zu verankern. Dahin können und wollen wir auch gern folgen, weil das ganz in der Richtung unserer Weltanschauung liegt. Im ganzen werden diese Reden für geeignet gehalten werden müssen, viele anzuregen, ja geradezu zu begeistern. — Es waren 33 Reden, die Horneffer aus der Zahl seiner Sonntags-Laienpredigten zusammengestellt hatte, als der Krieg ausbrach. Nun glaubte er mit Recht, daß er den Reden über „Vergänglichkeit" und über „Leben und Tod" noch eine solche über den Krieg, über das große Opfer, welches das deutsche Volk brachte, und das sich daraus erzeugende neue Leben noch folgen lassen müsse. Diese Rede ist von besonderer Kraft und Schönheit und beweist den Optimismus eines patriotisch warm empfindenden, fest an den Sieg glaubenden Mannes. Horneffer sieht in der Erhebung die Wiedergeburt unseres Volkes, er ist überzeugt, daß jetzt erst die echte innere Einigkeit der Nation geschmiedet werde, er fühlt in der Wucht der Tatsachen den Willen zur Macht der brüderlich gewordenen Deutschen und meint, daß der Herrscherwille des Volkes ein Reich des Geistes, der Wahrheit und Schönheit in das neu eroberte und neu gestärkte Reich der äußeren Macht hineinbauen werde. Möge er Recht behalten! — Es ist mir natürlich unmöglich, im Rahmen dieser kurzen Besprechung alle die einzelnen Vorträge auch nur dem Namen nach anzuführen, viel weniger noch, sie im einzelnen zu besprechen. Statt vieler eines: Schicksal und Freiheit. Der Verfasser erzählt, wie ihn die große Frage des Ich

und sein Verhältnis zum Schicksal schon als Kind und Jüngling ergriff und beschäftigte, und daß er jubelnd bekannte: „Das Ich kann, wenn es will, wenn es glaubt, wenn es Furcht kennt und Furcht zwingt. Der Schrecken erzeugt die Freude, das Verhängnis gebiert die Freiheit“. Gibt es eine Freiheit? Ja! weil es einen Widerspruch in der Natur gibt und weil, wo es Zwang gibt, es auch Freiheit geben muß. Sonst wäre jede schöpferische Arbeit, jedes schöpferische Bilden aus der Natur und dem Leben getilgt. Begreifen können wir allerdings diese Freiheit niemals, aber die Welt hört ja auch nicht da auf, wo unser Begreifen aufhört. Man sehe das Leben an, es ist nichts als Freiheit, als Kampf mit der Notwendigkeit oder — positiv ausgedrückt — als Schaffen. Das wandelt die Welt und den Menschen, und das alles nur, weil der Mensch glaubte an seinen Willen und seine Freiheit und den Befehlen der Schwierigkeiten und Schicksalsschläge nicht gehorchte. Erwarte also die Freiheit nicht wie ein Wunder; nicht mit einem Schlage erwacht sie, du mußt sie erarbeiten, ganz allmählich in dir erwarten. Wie eine harte Schale ist das Schicksal! In die harte Schale der äußeren Lebensbande ist die Seele gebannt, du mußt dich zu ihr durchkämpfen und sie befreien. Schicksal ist Schlaf, Freiheit ist Leben, ist Frühling, ist Keim zu höherem. Wirf die Schale fort und behalte den Kern, dann hast du das Leben. Wolfstieg

Die Cölner Urkunde vom 24. Juni 1535 nebst den holländischen Protokollen von 1637 und 1638 betrachtet und beurteilt von dem Br GEORG KLOSS Dr. med. in Frankfurt a. Main. Neu herausgegeben und durch die vom Verfasser herrührenden Berichtigungen verbessert. Von Eduard Volkening. Leipzig: Verlag von Eduard Volkening 1913. Geh. M 4; geb. M 5,20.

Der praktische Arzt Dr. Georg Kloss (geb. am 31. Juli 1787), der sich bis in sein 53. Lebensjahr vornehmlich oder ausschließlich mit seiner Berufswissenschaft beschäftigt hatte, entschloß sich dann, zu geschichtlichen Veröffentlichungen überzugehen, und zwar griff er in seiner historischen Erstlingsarbeit (dem obigen im Jahre 1840 zu Altenburg erschienenen Buche) zu einem der schwierigsten und dunkelsten Probleme, welche nicht nur die freimaurerische, sondern auch die profane Geschichtsforschung darbietet. Das genannte Buch bildet in der Entwickelungsgeschichte des geistvollen Mannes, aus dessen Feder es stammt, eine interessante Etappe und die Verlagsbuchhandlung von Eduard Volkening hat sich aus diesem Gesichtspunkt durch den Neudruck um so mehr ein Verdienst erworben, als die Ausgabe von 1840 (die nur in 50 Abzügen hergestellt worden war) heute äußerst selten geworden ist. Was den Inhalt, die Beweisführung und die Methode des Verfassers betrifft, so muß man sagen, daß wir in allen

Punkten doch seit den fast 75 Jahren,die seit der ersten Ausgabe verflossen sind, einigermaßen vorwärtsgekommen sind und daß wir uns heute mit den Ausführungen von 1840 nicht mehr begnügen können. Inzwischen ist viel neues Material bekannt geworden, was Kloss noch nicht vorlag — Material, das, wenn der einsichtsvolle Verfasser es gekannt hätte, manche seiner Schlußfolgerungen stark beeinflußt haben würde. Immerhin stellt das Buch eine achtungswerte Leistung dar und niemand, auch kein Gegner der Klossschen Auffassung, wird dasselbe ohne Anregung aus der Hand legen. Wir würden uns freuen, wenn der Volkeningsche Neudruck Veranlassung gäbe, die Frage der Cölner Urkunde einmal mit den heutigen Mitteln der Wissenschaft zu prüfen.

Ludwig Keller

Historische und akademische Eindrücke aus Nordamerika. Eine hamburgische Abschiedsrede von ERICH MARCKS. 2. Aufl. Unveränd. Abdr. Leipzig: Quelle & Meyer 1913. 55 S. Kl. 4°. M 1,20.

Erich Marcks hat seinen Lehrstuhl in Hamburg verlassen, um in München Heigels Nachfolger zu werden. In einer Abschiedsrede vor seinen Hamburger Schülern und Freunden berichtet er von seinen Eindrücken während seines Aufenthalts in Nordamerika, natürlich wesentlich den Universitätsunterricht berücksichtigend. Er bestätigt das, was ich bei meinem Aufenthalt in der Union auch gefunden habe, den wachsenden Einfluß Deutschlands auf den Wissenschaftsbetrieb jenseits des Ozeans. Gewiß, der Amerikaner wird seine Eigenart und seine Verfassung nicht aufgeben, aber der Geist innerhalb der festgehaltenen Form wird ein anderer; er nähert sich dem unsrigen in Unterricht und Forschung. Das ist sehr wesentlich für die Annäherung zwischen uns und den Amerikanern und herzlich zu begrüßen. Wolfstieg

Ein Tag im Leben des Galen. Von THEODOR MEYER-STEINEG. Mit Titelholzschnitt von F. H. Ehmcke. Jena: Diederichs 1913. 63 S. 8°. M 2, geb. M 3,50.

Die Geschichte der Medizin ist ein schlecht angebautes Feld auf dem Gebiete der Geistesgeschichte. Um so mehr ist eine Skizze aus der medizinischen Vergangenheit zu begrüßen, zumal wenn sie in einer dem Laien leicht verständlichen Form geboten wird. Die Form einer einfachen Erzählung ist aber gewählt, um ein lebendiges Bild zeichnen zu können; doch kann ein Blick auf die angefügten Belege dem Leser zeigen, daß alles wesentliche auf historischen Tatsachen beruht und daß die von den auftretenden Personen ausgedrückten Gedanken zum großen Teil wörtlich und sonst wenigstens dem Sinne nach ihren Schriften entnommen sind. Die Ausstattung des Buches ist wieder prachtvoll.

Wolfstieg

24 Rembrandt-Radierungen auf bestem Kunstdruckpapier, in schlichter Mappe vereinigt. Berlin-Schöneberg: Verlag Buchholz & Weißwange G. m. b. H. M 0.75.

Verzeichnis der Radierungen: 1. Abraham und Isaac, 2. Heilige Familie, 3. Abraham und die drei Engel, 4. Flucht nach Ägypten, 5. Simeon im Tempel, 6. Kreuzabnahme, 7. Emmaus, 8. Petrus und Paulus an der goldenen Tür des Tempels, 9. St. Hieronymus, 10. St. Franciskus, 11. Selbstporträt, zeichnend, 12. Dr. Ephraim Ponus, 13. Die Mutter Rembrandts, 14. Lesendes Mädchen, 15. Die Judenbraut, 16. Der Bettler, 17. Bettlerfamilie, 18. Die Landschaft mit den drei Bäumen, 19. Die Landschaft mit dem Hause des Goldwägers, 20. Die Landschaft mit dem Heuschober, 21. Die Windmühle, 22. Die Landschaft mit der Hütte und dem Heuschober, 23. Weiblicher Akt, 24. Allegorie auf Leben und Tod. Rembrandt (geb. 1606) hat mit 23 Jahren angefangen neben dem Pinsel die Nadel zu handhaben. Zuerst fährt er wild auf die Platte los, dann zeichnet er kriselig und feingeschnörkelte Formen. Das erste monumentale Stück gelingt im Porträt der Mutter. Bis in die sechziger Jahre hat er die Nadel geführt, nur in den letzten Jahren seines so überreichen Arbeitslebens reichen die Augen nicht mehr für die anstrengende Nadelarbeit. Rembrandts Malweise gibt statt der festen Lokaltöne bewegte Licht- und Schattenpotenzen, die zusammen farbig wogen und den Kampf des Hellen mit dem Dunkeln darstellen. Diese Malart kam der nur mit hell und dunkel arbeitenden Radierung ungemein zustatten; der Maler Rembrandt war zum Radierer geradezu prädestiniert. Die späteren Arbeiten sind die geschlosseneren, monumentaleren; auch im Format verrät sich diese höhere Gattung. Der Verlag hat die Druckstöcke, die unter Leitung eines bedeutenden Rembrandtkenners hergestellt wurden, günstig erworben, und kann deshalb diese Reproduktionen für den Preis von 75 Pf liefern. Wir empfehlen unseren Lesern diese günstige Gelegenheit zur Anschaffung.

Grundriß der Ethik. Mit Beziehung auf das Leben der Gegenwart. Von W. REIN. Jena. 4. Aufl. Osterwieck und Leipzig: Zickfeldt. XII, 394 S. 8⁰. M 4, geb. M 5.

Die dritte Auflage des vorliegenden Werkes wurde 1913 in den MH. der C. G. 1913, S. 12* von Dr. Conrad bereits besprochen, worauf wir uns hier beziehen können. Die neue Auflage enthält dieselben Gedankengänge wie die früheren, ist aber bedeutend vermehrt und auf den zeitgemäßen Bestand gebracht. Rein tritt energisch dem modernen Skeptizismus gegenüber, dem alle Überlieferung wandelbar und alles historische kraftlos erscheint. Demgegenüber will er die tiefen Quellen des inneren Lebens als unumstößliche Tatsachen aufzeigen und festhalten. Der Verfasser kämpft dagegen an, daß unser Volk ganz in dem

Banne der politischen Agitation und in der Wahrnehmung materieller Interessen begriffen sei. Gewiß hat er darin recht. Das zeigt ja deutlich der Enthusiasmus beim Ausbruche des jetzigen Krieges. Aber daß die Klassen des deutschen Volkes in der Verwirklichung des Staatssozialismus ein ideales Ziel vor Augen sehen, wie Rein behauptet, wage ich doch zu bezweifeln. Das ist höchstens bei einzelnen der Fall. Das deutsche Wesen und Streben ist zu kompliziert, als daß es sich in solche Formel bannen ließe. Immerhin bietet das Reinsche höchst interessante und lehrreiche Buch selber den Beweis dafür, wie mannigfaltig und bunt die Blumen sind, die auf den Boden spezifisch deutscher Moral ersprießen. Wolfstieg

Kulturgrundlagen der Politik. Von FRANZ STAUDINGER. Teil 1 u. 2. Jena: Diederichs 1914. 8°. M 8, geb. M 10. 1. Ausgangspunkte und Methoden. 192 S. 2. Ursachen und Ziele. 248 S. (Politische Bibliothek.)

Lehr- und Handbücher der Politik besitzen wir in Menge — ich erwähne nur die von Treitschke, Roscher, Ratzenhofer usw. — und neuerdings hat man begonnen, ein großes Handbuch der Politik herzustellen, das wohl allen modernen Ansprüchen genügt, sofern sie gerecht sind. Das vorliegende zweibändige Werk von Staudinger hat aber einen ganz anderen Charakter: es hält sich in den Bahnen, die Carlyle einst eingeschlagen hat und untersucht, auf welchen Grundlagen die Anschauungen und Forderungen der heutigen Politik ruhen und welche Werte sie zeitigen werden oder doch zeitigen können. Da Staudinger als ein tüchtiger Denker bekannt ist, so würden wir der Arbeit gern alles erdenkliche Lob spenden, wenn sie nicht so stark unter tendenziösen Auffassungen litte. Die Folge ist ein vollständiger Mangel an geschichtlichem Verständnis und eine starke Unterschätzung des Wertes der Tradition. Staudinger sagt Bd. 2, S. 51 vom älteren Liberalismus: „Die liberalen Gedanken schienen doch ganz frei aus dem Kopfe entsprungen, wie Minerva aus dem Haupte des Zeus.“ Ganz recht! Aber Staudinger merkt offenbar nicht, daß das die neueren es nicht minder sind. Wenn er nachher fordert, der Liberalismus müsse zu der Einsicht kommen, „daß erst die beginnende Industrieentwickelung diesen (liberalen) Geist allgemeiner zu entbinden vermochte“ und „daß die liberale Idee und die liberale Verfassung aus dem Bedürfnis der Tauschwirtschaft entsteht, und zwar nicht bloß entsteht, sondern schon im Keim in ihr enthalten ist“, so spottet er seiner selbst und weiß nicht, wie. Solche Sätze: „Im Liberalismus sind unsere Väter groß geworden, im Liberalismus ruht unsere ganze klassische Periode von Lessing bis zu Herder, liberal waren vor der französischen Revolution selbst Fürsten und ihre Minister“ erscheinen dem Historiker in dieser Allgemeinheit ebenso haar-

sträubend wie dem Zentrumsmanne der Satz erscheinen muß: „Das Zentrum ist ebenfalls Klassenpartei auf der bereits erwähnten organisatorischen Machtgrundlage. Die Hierarchie ist die Klasse, die sie vertritt." Der erste Band stellt das Problem: wie ist der Mangel an Einheit, diese furchtbare Zusammenhanglosigkeit im Leben, Kultur und Politik zu beheben, und sucht die Methoden seiner Lösung. Der zweite Band wendet sich der praktischen Politik zu. Zweifellos bringt das Werk viele Anregungen auch da, wo es zum Widerspruche herausfordert, und bietet eine ausgezeichnete Basis für weiteres Nachdenken.

Wolfstieg

1813/14. Tagebuchblätter eines Feldgeistlichen. Berlin-Lichterfelde: Edwin Runge 1912. 288 Seiten. 3 M bezw. 4 M.

Dr. K. A. Köhler, Prediger der Brigade des Generalmajors von Dobschütz, schrieb als Teilnehmer der Befreiungskriege Briefe über den Krieg, Land und Leute, Sitten und Gebräuche, edle Kameradschaftlichkeit, die Kadettenhauspfarrer Jäckel 1912 zur Hundertjahrfeier der Öffentlichkeit übergab. Diese herrlichen Briefe eines begabten Mannes, der seine sehenden Augen allem lebendigen Leben zuwandte, über dem Kriegshandwerk allerwärts der Bildung der Zeit nachging und in feinsinnigem Urteil die gesamten Vorgänge seiner mannigfaltigen Erfahrungen zu Papier brachte, verdienen auch heute noch eine aufmerksame Leserschar. Der sie durchwaltende vornehme Geist vermag in unserem gegenwärtigen europäischen Kriege vielen Lesern deutsche Begeisterung für einen heiligen Kampf mitzuteilen, der mit dem vor 100 Jahren mancherlei Ähnlichkeit hat. Sie warm empfehlen, heißt daher, unserem heutigen Volkstum edlen Geist zuführen. Im einzelnen beschreiben läßt sich dieser Geist schwer. Durch und durch deutsch, voll heiliger Feuerglut, neben den Sorgen und Mühen des Krieges Kunst und Gemüt zugetan, bestätigt er inmitten aller Kriegsstürme eine hohe Menschlichkeit, die nicht alltäglich ist. Er bildet so mitten aus jenen Tagen deutscher Neugeburt ein Kulturzeugnis von mehr als zufälligem Wert. Beachten wir es darum als ein solches, das über dem Durchschnitt liegt.

Walter Frühauf-Lingen

Berichtigung. Im letzten Literatur-Berichte unserer Hefte (MH. XXIII, 8) befindet sich die Besprechung des im Verlage von Georg Siemens, Berlin W 57, erschienenen „Buches der kunstgewerblichen und künstlerischen Berufe" von Hermann Widmer. Der Preis der neuen Ausgabe ist versehentlich mit M 8 angegeben; er beträgt aber nur M 3.

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Vorsitzender:

Dr. **Ludwig Keller**, Geheimer Archiv-Rat in Berlin-Charlottenburg

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz und
Freiherr von Reitzenstein, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. **Appeldoorn**, Emden. Dr. Ferdinand **Avenarius**, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. Diedrich **Bischoff**, Leipzig. Geheimrat Prof. Dr. R. **Eucken**, Jena. Stadtbibliothekar Dr. **Fritz**, Charlottenburg. Professor G. **Hamdorff**, Görlitz. Stadtschulrat Dr. **Kerschensteiner**, M. d. R., München. Dr. Arthur **Liebert**, Berlin. Univ.-Prof. Dr. Paul **Natorp**, Marburg a. L. Professor Dr. **Nebe**, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. **Reber**, Erlangen. Geh. Hofrat Dr. E. v. **Sallwürk**, Karlsruhe. Direktionsrat a. D. Dr. v. **Schenckendorff**, M. d. Abg.-H., Görlitz. Generalleutnant z. D. von **Schubert**, M. d. Abg.-H., Berlin. Schulrat **Waeber**, Berlin-Schmargendorf. Generalleutnant z. D. **Wegner**, Berlin. Dr. A. **Wernicke**, Schulrat und Prof. der techn. Hochschule Braunschweig. Professor W. **Wetekamp**, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. **Wolfstieg**, Berlin. Geh. Regierungsrat Richard **Witting**, Berlin.

Stellvertretende Mitglieder:

Geh. Baurat **Brettmann**, Berlin-Frohnau. Eugen **Diederichs**, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. Gustav **Diercks**, Berlin-Steglitz. Professor Dr. **Eickhoff**, Remscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. **Erlenmeyer**, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. **Hanisch**, Charlottenburg. Prof. Dr. Rudolf **Kayser**, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. **Kekule von Stradonitz**, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. **Kühne**, Berlin-Charlottenburg. Chefredakteur von **Kupffer**, Berlin. Direktor Dr. **Loeschhorn**, Hettstedt a. H. Professor Dr. **Möller**, Berlin-Karlshorst. D. Dr. Josef **Müller**, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. Otto **Neumann**, Elberfeld. Prediger **Pfundheller**, Berlin. Anton **Sandhagen**, Frankfurt a. M. Dr. Ernst **Schultze**, Hamburg. Professor Dr. **Seedorf**, Bremen. Bürgerschul-Direktor **Slamenik**, Prerau (Mähren). Professor Dr. **Ssymank**, Posen. Dr. Fr. **Zollinger**, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Kultur und Geistesleben.
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.
Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die **Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die **Monatshefte der C. G. für Volkserziehung** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.